

Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 13

1. April 1939

Nummer 4

Inhalt: Carl Wunsch, Nochmals das Schloß Groß-Holstein, Seite 53 — Leopold von Bessel, Die Bildnisse des Astronomen Friedrich Wilhelm Bessel, Seite 56 — Kurt Forstreuter, Die Frage der Juden und Polen in Tolkmitt, Seite 61 — Jahresbericht, Seite 64 — Buchbesprechungen, Seite 64.

Nochmals das Schloß Groß-Holstein

Von Carl Wunsch.

Im ersten Heft des elften Jahrganges dieser Zeitschrift habe ich bereits einige Daten zur Baugeschichte des Schlosses Friedrichshoff, heute Groß-Holstein, bei Königsberg mitgeteilt. Ich habe damals auch die Frage nach dem Architekten aufgeworfen und darauf hingewiesen, daß Marperger in seiner „Historie und Leben Der berühmtesten Europaischen Baumeister“ den Preußischen Bauinschreiber Georg Heinrich Kranichfeld als Urheber des Schlosses bezeichnet. Widerspruch auch der Inhalt der einschlägigen Aktenbestände des Königsberger Staatsarchives dieser Angabe nicht, so blieben doch noch einige Fragen unbeantwortet, besonders die nach der künstlerischen Selbständigkeit Kranichfelds. Es läßt sich nämlich nachweisen, daß Friedrichshoff — Groß-Holstein eine nur um zwei Pavillons erweiterte, im übrigen aber bis auf die Einzelmache getreue Wiederholung des um wenige Jahre älteren Schlosses Niederschönhausen bei Berlin ist, dessen Architekt bisher unbekannt war.

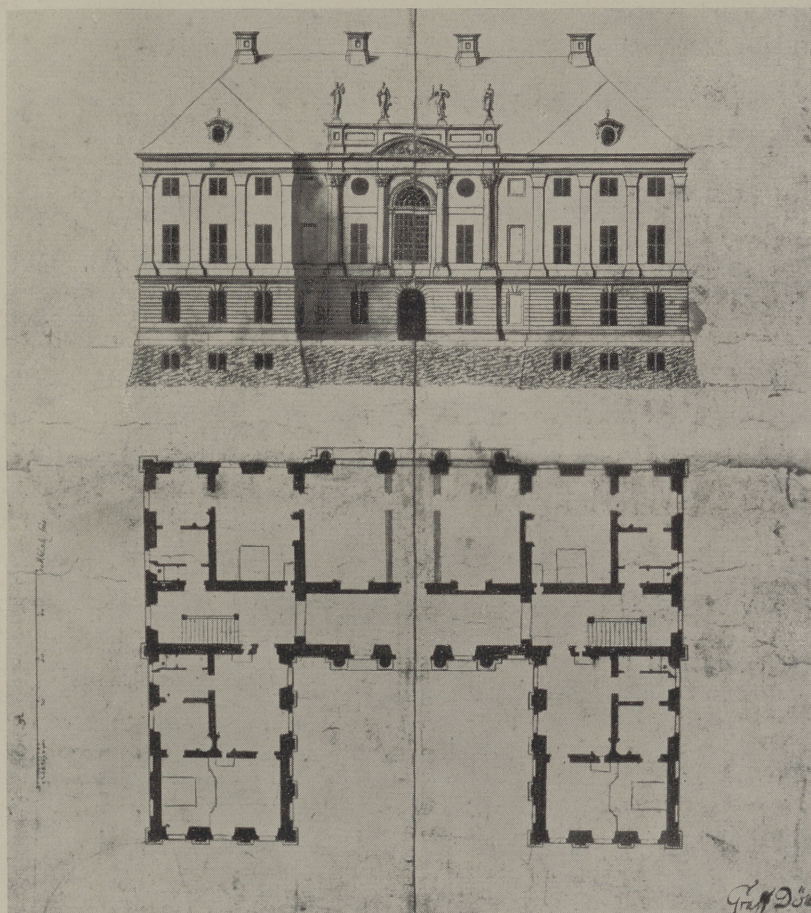
Inzwischen ist es mir gelungen, in den Beständen des Geheimen Staatsarchives zu Berlin-Dahlem den Namen des Architekten von Niederschönhausen und das bis dahin ebenfalls nicht bekannte Jahr der Errichtung des Schlosses zu ermitteln und an Hand weiterer Schriftstücke des gleichen Archives und des Brandenburg-Preußischen Hausarchives in Berlin-Charlottenburg nachzuweisen, daß der Entwurf von Friedrichshoff dem gleichen Architekten zuzuschreiben ist.

Die wichtigste Rolle in den erwähnten Archivalbeständen spielt dabei ein eigenhändiges, französisch abgefaßtes Schreiben, das der Erbauer

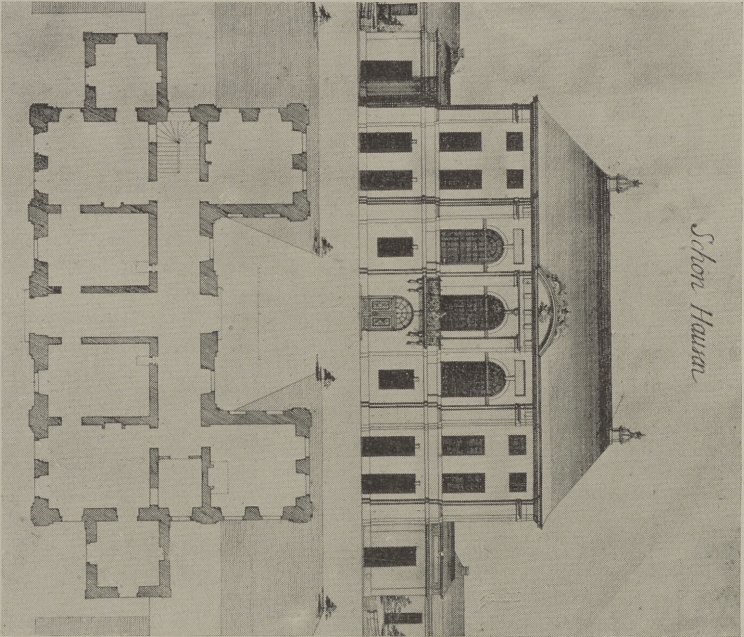
beider Schlösser, der Berliner Oberbaudirektor Johann Arnold Nering, an seinen „Grand Patron“, anscheinend den Minister Eberhard von Dandellmann, richtete. Es enthält die Stellungnahme zu einem Bericht der beiden mit der „Inspektion“ des Baues zu Friedrichshoff beauftragten Königsberger Beamten, des Oberburggrafen Find von Findenstein und des Friedrich Kupner, über einen Vertragsentwurf für die Ausführung von Maurerarbeiten. Nering ist über die Vertragssumme von 2000 Rthl. und die außerdem vereinbarte Lieferung von mehreren Tonnen Bier höchst entrüstet und schreibt unter anderem: „Je n'ai donné au M. Leonardt pour la Maison de Schonhause, je veux dire pour toute la massonerie avec l'apputzen que 520 Ecus avec fondement et tout selon le contract cy joint. Aussi comme les fondements sont faits à Friedrichshoff et la maison n'étant que d'un quart plus grand (à cause des deux pavillons du cote de jardin) que celleci je crois que l'on profiterait si l'on fit travailler à la journée.“ An einer anderen Stelle sagt er ausdrücklich: „. . . et ainsi il faut qu'on suive la dedans exactement le dessein“ Läßt schon dieser Brief keinen Zweifel mehr an der Urheberschaft Nerings, so gibt die durch einen glücklichen Zufall erhaltene, oben erwähnte Abschrift des am 18. März 1689 zu Berlin abgeschlossenen Vertrages mit dem Maurermeister Leonhard Braun noch weitere wichtige Nachrichten über Niederschönhausen. Der Meister sollte nach dem Wortlaut der Urkunde für den Herrn von Grumbkow in Schönhausen ein Wohnhaus errichten, „welches besage des von H. Nehringen gemachten Abrisses“ 85 Fuß lang, 36 Fuß breit sein und zwei Pavillons haben sollte. Der Bau sollte auf beiden Seiten drei Stockwerke, in der Mitte aber, wo der Saal hinkäme, nur zwei Stockwerke in der Art erhalten, daß die Höhe der beiden Geschosse des Mittelbaues derjenigen der drei Stockwerke der Seitenflügel entspräche. Aus diesen Ausführungen und weiteren, sehr ins Einzelne gehenden Angaben des Vertrages geht mit Sicherheit hervor, daß der Architekt des Jahres 1689 einen Neubau ausführte und nicht, wie bisher angenommen, umfangreiche Teile des 1664 errichteten „petit palais“ der Gräfin Dohna aus dem Hause Holland-Brederode übernahm.

Der Brief Nerings liefert mit seiner Anlage aber nicht nur den eindeutigen Beweis für die Urheberschaft des bekannten Architekten an dem Bau von Niederschönhausen; er erleichtert vielmehr auch das Verständnis für die Baugeschichte von Friedrichshoff und gibt Veranlassung, auch auf nebensächlich erscheinende, beiläufige Äußerungen zu achten, die die unmittelbare Urheberschaft Nerings auch für diesen Bau zur Gewißheit werden lassen. Es soll deshalb die Baugeschichte von Friedrichshoff unter besonderer Berücksichtigung derartiger Nachrichten im Folgenden noch einmal kurz zusammengefaßt werden:

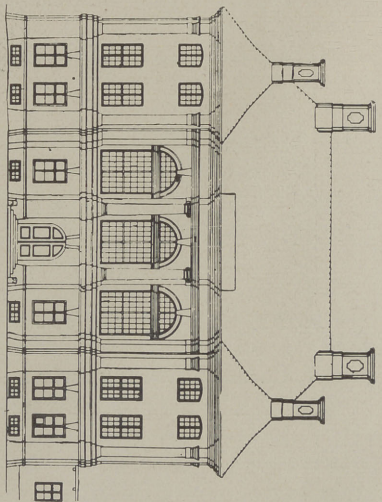
Der Schriftwechsel über das Schloß beginnt im August 1690 mit der Nachricht, daß der Geheimrat von Dandellmann bereits eine Zusammenstellung der Kosten wegen des Baues von Friedrichshoff mitgenommen habe. Da ein von dem Preussischen Baumeister Melckstok und dem Bauschreiber Kühne angefertigter und auf 10 000 Rthl. veranschlagter „unmaßgeblicher Entwurf“ dem Kurfürsten anscheinend



Unausgeführter Entwurf zu einem Schloßbau, vermutlich für Groß-Wolfsdorf.
Mit Genehmigung Seiner Erlaucht des Grafen Stolberg-Wernigerode.



Schloß Nieder-Schönhaußen bei Berlin.
Nach einem Kupferstich von Broebes.



Schloß Groß-Solffern bei Königsberg.
Nach den Aufnahmzeichnungen des Bauingenieur-Senkenmantel.

nicht zusagte, wurde die Angelegenheit durch Befehl vom 24. April 1691 zunächst zurückgestellt. Sie wurde jedoch bereits im Herbst 1692 wieder aufgegriffen. Die „Inspektion“ wurde dem Oberburggrafen Georg Christoph Fink von Finkenstein und dem Friedrich Kupner übertragen und die Entnahme der erforderlichen Mittel aus den Donatingeldern angeordnet. Mit den Bauarbeiten wurde im Frühjahr 1693 begonnen. Da der Oberbaudirektor Nering, für dessen Entwurf sich der Kurfürst anscheinend inzwischen entschieden hatte, unpäßlich und unabkömmlich war, wurde der Landbaumeister Grünberg von Berlin nach Königsberg geschickt, um den geplanten Bau bei Langerfelds Krug am Pregel zu beaufsichtigen und in die Wege zu leiten. Bis zu seiner Rückkehr nach Berlin im September des gleichen Jahres waren die Alte Schanze geschleift, der halbe Totenberg abgetragen und verkarrt, der neue Damm zum größten Teil beendet, die Baugrube ausgehoben und die erforderlichen Pfähle eingerammt. Außerdem war das Kellergeschoß bis auf die Gewölbe fertiggestellt. Interessant ist es, dabei zu erfahren, daß für dieses Mauerwerk auch 116 500 alte Steine aus Fischhausen verwendet wurden.

Nach Grünbergs Weggang trat dann im Jahre 1694 die bereits im ersten Aufsatze erwähnte Stöckung ein, während deren der an die Stelle des verstorbenen Bauschreibers Kühne berufene bisherige Dranienburger Bauschreiber Kranichfeld seine Bestallung erhielt und Johann Christoph Memhard an die Stelle des abberufenen Baumeisters Melckstoc trat. Beide arbeiteten wieder unter der „Inspektion“ von Fink und Kupner, die auch im April 1695 den von Nering beanstandeten Entwurf zur Vergebung der Maurerarbeiten an den Hofmaurermeister Andreas Thiere einreichten. Die von Dankelmann unterzeichnete Entgegnung schloß sich den Ausführungen Nerings eng an und enthielt außerdem den ausdrücklichen Befehl, daß dem „von dem Gebäude allhier gemachten und Euch hinausgesandten Abriß accurat gefolgt und davon so wenig in diesen als einigen anderen Stücken im geringsten nicht abgegangen werden muß.“ Damit dürften auch die letzten Zweifel an der unmittelbaren Urheberschaft Nerings für dieses Schloß behoben sein.

Der Bau wurde nun ohne größere Unterbrechung weitergeführt. Im August 1696 konnte der Feldmarschall von Barfuß, der das Schloß besichtigt hatte, dem Kurfürsten berichten, daß innerhalb von vier Wochen mit dem Richten des Dachstuhles begonnen werden könne. Nach einer zweiten Besichtigung fügte er am 22. Januar 1697 noch hinzu, daß die Arbeiten im Inneren so gefördert worden seien, daß sie noch in dieser Woche abgeschlossen werden könnten. Diese Beschleunigung ist aber sicher nicht von Vorteil gewesen, denn bereits im Jahre 1707 mußte der damalige Preussische Baudirektor von Unfried berichten, daß in Friedrichshoff in allen Zimmern die Stuckdecken herunterzufallen drohten. Heute ist keine alte Stuckdecke mehr im Schloß erhalten.

Einzelne Arbeiten des Ausbaues zogen sich bis 1699 hin. Sie wurden weiterhin von Memhard und Kranichfeld beaufsichtigt, und nicht von Kranichfeld allein, wie man nach der im ersten Aufsatze im vollen Wortlaut wiedergegebenen Erwähnung bei Marperger eigent-

lich annehmen müßte. Kranichfeld hat sich nur mit den Inspektoren besser gestanden und ist deshalb wahrscheinlich häufiger als sein Vorgesetzter von ihnen zugezogen worden. Nimmt man hinzu, daß er vielleicht die Entwurfszeichnungen umgezeichnet und vervollständigt hat, dann kann man die Notiz bei Marperger, wenn auch als stark übertrieben, noch gerade hingehen lassen. Allerdings bleibt es dabei für uns immer noch merkwürdig, daß Nerings Urheberschaft an den beiden Schloßbauten schon 16 Jahre nach seinem Tode in Vergessenheit geraten war.

In seinem Brief vom Frühjahr 1695 beruft sich Nering beim Eingehen auf die hohen Preise Thieres auf eine Mitteilung des Grafen Dönhoff, daß diesem nämlich das Haus, das er gerade in Königsberg gebaut hätte, — wahrscheinlich das spätere Dohnasche Palais am Schiefen Berg —, viel teurer gekommen wäre als etwa ein entsprechender Bau in Berlin. Da hiermit die Bekanntheit Nerings mit der Familie der Grafen von Dönhoff nachgewiesen ist, gewinnt der Entwurf zu einem nicht ausgeführten Schloß an Interesse, den Herr Dr. Strauß kürzlich bei der Neuinventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz in der gräflich von Stolberg-Bernigerodischen Plankammer zu Dönhoffstadt aufgefunden hat. Der auf der Rückseite allein mit den Worten „Oberkammerherr von Dönhoff“ und „Groß-Wolfsdorf“ bezeichnete Entwurf weist, wie ein Vergleich mit den bereits dem ersten Aufsatz über Groß-Holstein beigegebenen Abbildungen zeigt, sehr große Ähnlichkeit mit den beiden Nering'schen Schloßbauten auf, und zwar ist das Verhältnis etwa so, daß sich der neu aufgefundenene Entwurf im Aufriß und im Grundriß des Erdgeschosses enger an den älteren Bau in Niederschönhausen anschließt, während das nachträglich dazu gezeichnete Kellergeschoß, dessen Grundriß auf einem besonderen Blatt dargestellt ist, große Ähnlichkeit mit dem Kellergeschoß von Friedrichshoff — Groß-Holstein aufweist. Berücksichtigt man die augenfällige Verwandtschaft dieses Entwurfes mit den beiden ausführlicher behandelten Schlössern und die nachgewiesene Verbindung Nerings zu der Familie von Dönhoff, so kann man auch diesen dritten Entwurf mit großer Wahrscheinlichkeit dem gleichen Meister oder wenigstens dessen Einfluß zuschreiben.

Die Bildnisse des Astronomen Friedrich Wilhelm Bessel

Von Leopold von Bessel, Aachen.

(1. Fortsetzung.)

Es haben sich nun in Familienbesitz einige Drucke erhalten, welche bisher als Lithographien nach der Königsberger Zeichnung von Herterich angesehen wurden. Nachdem aber kürzlich festgestellt worden ist, daß diese angeblichen Lithographien dem in dem Allgemeinen historischen Porträtwerk enthaltenen Lichtdruck in Größe und Aussehen sozusagen gleich sind, dürfte es mit ihnen folgende Bewandnis haben. In dem bereits unter Nr. 3 des Verzeichnisses erwähnten Briefe, den Professor Ernst Hagen am 23. Dezember 1888 an C. F. W. Peters richtete, heißt es: „Falls Sie mir eine Bitte außerdem noch erlauben

wollen, so wäre es die, mir eine photographische Kopie der Herterichschen Handzeichnung Bessels, welche Sie seiner Zeit von Herrn Schumacher erhalten haben, anfertigen lassen zu wollen. . . . Der Grund, weswegen ich mich gerade für diese Handzeichnung interessiere, ist der, daß ich einen Brief des alten Schumacher an einen Großonkel von mir^{8a)} besitze, in welchem er eben diese Herterichsche Kreidezeichnung erwähnt, resp. als ähnlich hervorhebt.“ Da diese Bitte Ernst Hagens zeitlich ungefähr mit der durch Peters veranlaßten Herstellung des Lichtdruckes zusammenfällt, kann man ohne Bedenken annehmen, daß Peters sich eine Anzahl der Drucke von dem Münchener Verlage ausgebenen hatte, um sie an Ernst Hagen und sonstige Verwandte und Freunde Bessels zu verschenken. Aus dem Nachlaß von Ernst Hagen stammen zwei solche Blätter, welche heute von seinem jüngern Bruder Geheimrat Friedrich Bessel-Hagen in Charlottenburg bewahrt werden. Diese Drucke sind im Ton des Untergrundes ein wenig verschieden und auch in ihrer Größe nicht ganz genau gleich, was wohl damit zusammenhängt, daß der Aufdruck der Zeichnung auf den gelbgefärbten Untergrund nicht ganz regelrecht ausgelegt ist. Als mittlere Bildgröße wurde 250 : 195 mm festgestellt, was den Maßen der Reproduktion im Seidlitz entspricht. Auch im Besitz der Familie Neumann hat sich ein solcher Druck erhalten, der auf der Rückseite von der Hand Professor C. F. W. Peters' die Aufschrift trägt: „F. W. Bessel. Copie einer im Jahre 1825 von Herterich angefertigten Kreidezeichnung.“ Dieses Blatt, ursprünglich dem Königsberger Physiker Franz Neumann gehörig, gelangte nach seinem Tod im Jahre 1895 an seinen ältesten Sohn, den Mathematiker Carl Neumann (1832—1925) in Leipzig und befindet sich jetzt im Besitz seines Großneffen, des Oberstudiendirektors Dr. Franz Neumann in Marienwerder. Endlich hat auch Bessels Tochter, Frau Elise Lork in Königsberg, damals von Peters ein solches Blatt erhalten⁹⁾. Auf der photographischen Aufnahme der Bilderwand ihres Schlafzimmers, die ihre Enkelin Fräulein Elisabeth v. Rozynski in Bad Tölz nach ihrem Tode im Jahre 1913 machte, ist das Bild links oben deutlich zu erkennen.

(5) Kreidezeichnung, Bruststück, angeblich von dem Maler H. J. Herterich 1825 in Altona ausgeführt; Original verschollen, Lichtbild mit unrichtiger Beglaubigung des Dr. med. J. L. Tölken vom 27. November 1865 im Besitz der Universitäts-Sternwarte in Göttingen.

Im Jahre 1901 gab die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen zur Feier ihres 150jährigen Bestehens eine Festschrift heraus, Beiträge zur Gelehrten Geschichte Göttingens, mit 1 Titelbild und 13 Tafeln, im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Ber-

^{8a)} Ernst August Hagen, geboren Königsberg 12. 4. 1797, gestorben daselbst 16. 2. 1880, Sohn des Geheimen Medizinalrats Professor Dr. Carl Gottfried Hagen und der Johanna Maria Kade, ein Bruder der Gattin des Astronomen Bessel, wurde 1830 ordentlicher Professor der Kunstgeschichte und Ästhetik an der Universität in Königsberg. Er war der Begründer des Kunstvereins und der Kunstakademie, des Stadtmuseums und des Prussia-Museums für Altertümer in Königsberg und wurde durch zahlreiche Schriften rühmlich bekannt. (Freundliche Mitteilung des Herrn Geheimrat Fr. Bessel-Hagen, Charlottenburg.)

⁹⁾ F. Klein und K. Schwarzschild in den „Geschäftlichen Mitteilungen“ der K. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen von 1903, Heft 2.

lin. Das Titelbild, eine von Meisenbach, Riffarth & Co., in Berlin hergestellte Gravüre, 148 : 108 mm, sollte nach der darauf befindlichen Beschriftung „C. F. Gauß“ und nach den Angaben des Göttinger Mathematikers Felix Klein in der Festschrift ein Porträt des 26jährigen Astronomen und Mathematikers Karl Friedrich Gauß (1777 bis 1855), Direktors der Göttinger Sternwarte, nach dem 1803 von Schwarz in Bremen ausgeführten und von Gauß dem Astronomen Wilhelm Olbers (1758—1840) geschenkten Original darstellen. Zum Nachweis der Identität der Reproduktion mit dem Schwarzschen Bilde wies Felix Klein darauf hin, daß es zwar nicht möglich gewesen sei, die Wiedergabe nach dem Original selbst anzufertigen, daß vielmehr hierzu eine auf der Sternwarte befindliche Photographie des Originals benutzt worden sei, die aber eine ausreichende, im Wortlaut angeführte Beglaubigung eines Dr. J. L. Tölken in Bremen vom 27. November 1865 trage, der als Chemann von Marie, geborenen Focke, einer Enkelin des Astronomen Dr. Olbers, das Original der angeblichen Kreidezeichnung des Astronomen Gauß besaß. Ueberdies berief Dr. Tölken sich in der Beglaubigung auf das Zeugnis eines Fräuleins Sophie Hepke, einer damals noch lebenden 86jährigen Nichte des Dr. Olbers, welche diese Zeichnung als sehr gelungenes Bild des ihr persönlich bekannten Professor Gauß gerühmt habe.

Nachdem das Bild auch noch einmal im Jahre 1902 bei Gelegenheit einer Versammlung der Astronomischen Gesellschaft in Göttingen in zahlreichen, neu hergestellten Drucken an die anwesenden Astronomen verteilt worden war, meldete sich Dr. Fritz Cohn, Observator der Sternwarte in Königsberg, mit der alarmierenden Nachricht, daß das Bild vollkommen mit einer Zeichnung übereinstimme, die ihm als Schwiegerjohn des Astronomen C. F. W. Peters durch Erbschaft aus dem Besitz der Familie Peters zugefallen sei und welche in dieser stets als Porträt des Astronomen Bessel gegolten habe (Nr. 3 des Verzeichnisses).

Die daraufhin von der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen zur Aufklärung des Sachverhalts angestellten Untersuchungen, die hauptsächlich von dem Direktor der Göttinger Universitäts-Bibliothek, Geheimrat Dziakfo, unter Beihilfe von Dr. Fritz Cohn, Geheimrat Ernst Hagen und mehreren Mitgliedern der Familie Erman aufs eifrigste betrieben wurden, erbrachten die vollkommen gesicherte Entscheidung, daß das angebliche Porträt des 26jährigen Gauß in Wirklichkeit ein Bild des 41jährigen Bessel ist. Das Ergebnis der Untersuchung wurde in einem ausführlichen, von Felix Klein und Karl Schwarzschild, dem Direktor der Göttinger Sternwarte, erstatteten Bericht in den „Geschäftlichen Mitteilungen“ der A. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen von 1903, Heft 2, niedergelegt. Zur Erklärung der irrigen Beglaubigung des Bildes als eines Porträts von Gauß wird darin bemerkt, daß beim Tode von Olbers die lebendige Kenntnis von den auf den hinterlassenen Porträtbildern dargestellten Personen bei seinen Erben bereits geschwunden sein mochte. Erhalten habe sich wohl nur die Erinnerung an ein älteres Bild von Gauß, das Olbers besessen hatte, und dieses glaubte das Ehepaar Tölken in jenem Besselbild zu besitzen.

In den Darlegungen von Klein und Schwarzschild wird ferner betont, daß das Göttinger angebliche Gaußbild und das (hinreichend beglaubigte) Königsberger Besselbild unzweifelhaft dieselbe Person wiedergeben. Auf beiden Bildern tritt außer dem Bessel eigenen starken Haarwuchs die besonders starke und breite Bildung des obern Teiles der Nase unterhalb der Wurzel hervor, während der etwas nach außen gerichtete Blick des linken Auges¹⁰⁾, auch auf andern Bildern Bessels, z. B. dem Ölgemälde von Wolff, bemerkbar, wohl auf dem Königsberger, nicht dagegen auf der Göttinger Zeichnung zu beobachten ist.

Ferner zeigen beide Bilder insofern eine Verschiedenheit, als das Königsberger Bild nur den Kopf, Hals und obersten Teil der Brust, leziern skizzenhaft, wiedergibt, während auf dem Göttinger Bild die Zeichnung der Brust nach unten zu wesentlich verlängert und genauer ausgeführt ist, d. h. nur auf der linken Seite des Dargestellten, so daß der rechte Arm auf beiden Bildern fehlt.

Aus diesen Umständen glaubt man schließen zu können, daß das Königsberger Bild, welches nachweisbar 1825 von Herterich gezeichnet und von Bessel an Schumacher geschenkt wurde, das Original und das Göttinger Bild, welches im Besitz von Olbers war, eine danach von demselben Künstler oder vielleicht auch von einem andern hergestellte Kopie sei. Wenn man es andererseits für möglich hält, daß Bessel gleich zwei Zeichnungen von Herterich hat anfertigen lassen, eine für Schumacher und eine für Olbers, den er im Anschluß an seinen Aufenthalt in Hamburg auf einen Tag in Bremen besuchte¹¹⁾, so könne es sich aber auch so verhalten, daß Olbers, der bereits im Jahre 1810 von Bessel das Gipsmedaillon erhalten hatte, von diesem nicht von neuem beschenkt wurde, sondern die Herterichsche Kreidezeichnung für sich kopieren ließ, und zwar durch Herterich oder einen anderen. Welches der tatsächliche Sachverhalt ist, wird sich wohl niemals feststellen lassen.

Wenn endlich die damals an der Untersuchung Beteiligten in der Veröffentlichung von 1903 bedauern, daß dem für Bessel anscheinend sicher geführten Nachweis noch die Gegenprobe fehle, indem sich bisher weder das Original des Göttinger Besselbildes, noch das von Schwarz im Jahre 1803 gemalte Gaußbild habe auffinden lassen, so läßt sich heute dazu sagen, daß die Gegenprobe wenigstens teilweise gelungen ist. Zwar harrt das erstgenannte Bild immer noch der Wiederauffindung, aber das so lange und schmerzlich vermißte Jugendbildnis von Gauß ist glücklich wieder zutage gefördert worden¹²⁾. Im Jahre 1928

¹⁰⁾ Es hat keineswegs ein Schielen vorgelegen, sondern, medizinisch betrachtet, handelt es sich lediglich um eine durch das Beobachten mit dem Fernrohr bedingte Gewohnheit der Augenhaltung, die schließlich eine wahrnehmbare Veränderung im Ausdruck der Augen zur Folge hatte. (Mitteilung von Professor Dr. med. Fr. Bessel-Hagen, Charlottenburg.)

¹¹⁾ Briefwechsel zwischen Olbers und Bessel, II, S. 269, 274, 276. — Briefwechsel zwischen Olbers und Gauß in: Wilhelm Olbers, Sein Leben und seine Werke, herausg. von C. Schilling, II. Bd., 2. Abt., Berlin 1909, S. 395.

¹²⁾ Professor Dr. H. Macé, Braunschweig, „Das wieder zu Tage gekommene Jugendbild von Carl Friedrich Gauß“ in den Braunschweiger Neuesten Nachrichten vom 23. 7. 1929, Nr. 169.

fand sich dieses Bild, ein Pastellgemälde des Porträtmalers Johann Christian August Schwarz (1756—1814)¹³, im Besitze eines Ururenkels von Olbers, Herrn Woldemar Gevekoht in Hamburg, der es am 23. April 1929 in hochherziger Weise der Universitäts-Sternwarte in Göttingen als Geschenk überwies. Ein Vergleich dieses authentischen Gaußbildes mit dem angeblichen ergibt mit vollkommener Gewißheit, daß, abgesehen von der verschiedenen Technik, von einer Ähnlichkeit der beiden dargestellten Personen nicht die Rede sein kann. Der für die Identifizierung des Göttinger angeblichen Gaußbildes mit Bessel geführte Beweis ist also auch deshalb als vollkommen gelungen anzusehen.

Es sei noch bemerkt, daß das Göttinger Besselbild von dem Verlage B. G. Teubner in Leipzig seit mehreren Jahrzehnten bis in die jüngste Zeit als Bildnis des Mathematikers C. F. Gauß, Bildgröße 148:108 mm, vertrieben wurde. Auch in der ausländischen (spanischen) Literatur hat das Besselbild unter der falschen Bezeichnung Aufnahme gefunden.

(6) *S i g e m ä l d e*, Bruststück, Leinwand, 74:66 cm, mit Original-Rahmen 87 : 70 cm, unten links signiert „Joh. Wolff ping. 1834“.

Bartloses Gesicht mit reichem, gelocktem Kopshaar, Watermörder, dunkler Mantel mit Samttragen. Das meisterhafte Porträt wurde von dem Historien- und Bildnismaler Johann Eduard Wolff (1786 bis 1868), einem geborenen Königsberger, gemalt.

Wolff begann seine Studien 1800 an der Akademie in Berlin, vollendete sie 1805 bis 1816 in Paris unter David und Le Gros und wurde 1841 Professor an der Berliner Akademie, deren Mitglied er bereits seit 1819 war. Wolff lebte von 1828 bis 1836 in Königsberg¹⁴).

Wolff malte auch als Gegenstück das reizende Bild der Gattin Bessels, Johanna, geborenen Hagen, dieses nicht signiert. Beide Bildnisse befinden sich im Besitz von Referendar Lorenz Bessel-Lord in Bartenstein Ostpreußen, dem Ururenkel der Dargestellten. Noch im Jahre der Entstehung stellte Wolff das Bildnis Bessels auf der akademischen Kunstausstellung in Berlin aus. Das Bild ist im Katalog der Preussischen Akademie der Künste in Berlin vom Jahre 1834 aufgeführt¹⁵).

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß das Bildnis Bessels auf der Titelseite der Leipziger Illustrierten Zeitung, Nr. 145, vom 11. April 1846, dem Nachruf auf ihn beigegeben, bezeichnet A. R. (A. Riffahrt?), vermutlich nach dem Wolffschen Ölgemälde oder auch nach einer der Hühnerschen Kreidezeichnungen gefertigt wurde. Wenn auch dieses Bild viel ältere Gesichtszüge zeigt, was auf den leidenden Ausdruck in den Augen zurückzuführen ist, so stimmt es im übrigen doch, was Frisur und Gewandung betrifft, vollkommen mit dem Wolffschen Porträt überein.

¹³) Thieme-Becker a. a. D., 30. Bd., 1936, S. 363.

¹⁴) Thieme-Becker a. a. D., 28. Bd., 1934, S. 890.

¹⁵) Vgl. auch den Hinweis in Räte Gläser, Berliner Porträtisten, 1820—1850, Versuch einer Katalogisierung, Berlin 1929, S. 85 ff. bei der Aufführung der Werke Wolffs.

(7) Ölgemälde, Bruststück, 69 : 60 cm, Kopie nach dem Ölgemälde (1834) von Johann Wolff, gemalt, vermutlich nach 1845, von Ludwig Rosenfelder.

Karl Ludwig Julius Rosenfelder, (1813—1881), anfangs Uhrmacher, hernach Historienmaler, Mitglied der Berliner Kunstakademie (1843), wurde 1845 als Direktor der neu zu gründenden Kunstakademie nach Königsberg berufen, wo er von 1865 bis 1870 die Aula der Universität mit Wandgemälden schmückte¹⁶⁾.

Das Bild Bessels, ein Geschenk des Kunstvereins in Königsberg, gehört den Kunstsammlungen der Stadt und befindet sich im Stadtgeschichtlichen Museum¹⁷⁾.

(8) Ölgemälde, Bruststück, 69 : 53 cm, Maler und Entstehungszeit unbekannt. Das Bild, welches dem Wolffschen Ölgemälde von 1834 ähnlich sieht, wird im Zimmer der Philosophischen Fakultät der Albertus-Universität in Königsberg aufbewahrt.

(9) Ölgemälde, Bruststück, 63 cm Durchmesser, Kopie eines unbekanntes Malers nach dem Ölgemälde von Johann Wolff, vermutlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf Bestellung der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft in Königsberg angefertigt, in deren Besitz es sich befindet.

(10) Ölgemälde, Bruststück, 70 : 62 cm, signiert „H. Seemann 1867“. Kopie nach dem Ölgemälde von Johann Wolff (1834), vermutlich für Emilie Keller, geb. Bessel (1797—1885), eine der Schwestern Bessels, angefertigt. Das Bild gelangte dann wohl in den Besitz ihrer ältesten Tochter Marie, vermählten Grall. Von ihr erbt es wieder die älteste Tochter Emmy Grall. Nach deren Tode im Jahr 1918 kam das Bild an ihren Bruder, den Generalmajor a. D. Friedrich Grall, der es seiner ältesten Tochter Annemarie, Gattin von Oberst Hellmich in Köln, also der Urgroßnichte des Astronomen Bessel, überließ. Über den Maler der Kopie, welche als gute Leistung gilt, ließ sich nichts feststellen. Die Schriftleitung des Künstler-Lexikons, Leipzig C I, Handstraße 8 I, besitzt kein Material über ihn, und auch die Bibliothek der Preussischen Akademie der Künste und der vereinigten Staatschulen für freie und angewandte Kunst in Berlin-Charlottenburg 2, Hardenbergstraße 33, vermochte keinen Anhalt zur Feststellung des Malers H. Seemann zu geben, „der als Kopist ein ganz verborgenes Leben geführt zu haben scheint“.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frage der Juden und Polen in Tolkemit

Von Kurt Forstreuter.

Unter den spärlichen Nachrichten, die wir zur Geschichte der ganz wenigen Juden im Ordenslande Preußen besitzen¹⁾, gibt es eine sehr

¹⁶⁾ Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1889, 29. Bd., S. 207. — Thieme-Becker a. a. D., 29. Bd., 1935, S. 17.

¹⁷⁾ Käte Gläser, Berliner Porträtisten, Berlin 1929, S. 85 und dieselbe, Das Bildnis im Berliner Biedermeier, Berlin 1932, S. 63.

¹⁾ Zur Frage der ersten Juden in Ostpreußen vgl. meinen Aufsatz, Ostpreuß. Forschungen, Jg. 14 (1937), S. 42 ff.

fragwürdige: nämlich eine Stelle in dem sonst quellenmäßig gut begründeten Buche von Lothar Weber, „Preußen vor 500 Jahren“ (Danzig 1878, S. 459), worin es heißt: „Tolkemit, gegründet vor 1300, hat 100 Hufen. Die Gärtner, Juden und Polen vor der Stadt zinsen 86 scot.“

Von diesen Juden weiß man sonst nichts. Nirgends sonst waren zur Ordenszeit Juden fest ansässig, derart, daß sie sogar Grundzins gezahlt hätten. Auch von einer polnischen Siedlung vor Tolkemit ist nichts bekannt. Selbst später, nachdem im Jahre 1466 Tolkemit zusammen mit dem Ermland und Westpreußen vom Ordenslande losgelöst und dem König von Polen unterstellt wurde, blieb die Stadt in ihrem Bevölkerungsbestande bis 1772, der Wiedervereinigung mit Preußen, fast rein deutsch. Was die Juden betrifft, so tauchen sie in Tolkemit in größerer Zahl erst nach 1772 und auch dann nur vorübergehend auf²⁾. Zur Frage der Polen sei allerdings auf das Stadtprivileg vom 21. März 1351 hingewiesen³⁾, worin der Hochmeister sich die Gerichtsbarkeit über die Preußen, Polen und Wenden vorbehielt. Die Stadt erhielt nur die Gerichtsbarkeit über die Deutschen, die allein Bürger werden konnten, während jene Fremdvölker sich nur als Gäste in der Stadt aufhalten durften. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß die Stadt tatsächlich diesen fremdstämmigen Einschlag hatte, vielmehr behielt der Hochmeister sich, nur grundsätzlich die Gerichtsbarkeit über die Nichtdeutschen vor, mochten diese in Tolkemit auftauchen oder nicht. Die Erwähnung der Polen in der Stadturkunde ist also keineswegs eine Bestätigung jener Nachricht von Lothar Weber, und von den Juden fehlt überhaupt jede Quellenspur. Ist dem sonst gut beratenen und sehr verdienstvollen Lothar Weber ein Fehler unterlaufen? Und wie ist er entstanden?

Man findet eine Fährte durch den Einblick in das Zinsbuch des Gebietes Elbing vom Jahre 1426⁴⁾. Dort heißt es: „Die gertener in den Polan, die vor der Stad wonen zinsen 3½ marc 4 scot von eren Garten.“ Die Notiz ist völlig klar bis auf das Wort „Polan“. Ganz offenbar handelt es sich um eine Orts- oder Flurbezeichnung. Der Ausdruck „pole“ bedeutet im Slawischen (nicht allein im Polnischen) soviel wie „Feld“. Auch in das Altpreußische scheint dieses Wort als Lehnwort eingedrungen zu sein. Gerullis⁵⁾ verzeichnet (im Jahre 1263) „Pulka, sive tota terra Sambie“, und vermutet darin das polnisch „polko“, Verkleinerungsform von „pole“. Gleichviel, auf welche Weise diese Ortsbezeichnung „pole“ bei Tolkemit zu erklären ist, ob es ein Lehnwort im Altpreußischen, ob es ein Fremdwort im Deutschen ist, auf eine slawische Siedlung braucht dieses slawische Wort nicht hinzuweisen, zumal auch nicht auf polnische Siedlung. Der Volksname der Polen ist bekanntlich von „pole“ = Feld abgeleitet.

²⁾ Über die Geschichte der Stadt Tolkemit nach 1466 vgl. E. G. Kerstan, Gesch. des Landkreises Elbing (Elbing 1925), S. 382.

³⁾ Ermländisches Urkundenbuch, Bd. II, S. 166 Nr. 166.

⁴⁾ Ordensfoliant 166 n, S. 105.

⁵⁾ G. Gerullis, Die Altpreußischen Ortsnamen, S. 237.

Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß alle Bewohner eines „pole“ Polen gewesen seien, da das Wort, wie gesagt, auch in anderen slawischen Sprachen und, wie es scheint, auch im Altpreußischen vorkommt. Der Sinn der oben zitierten Stelle des Elbinger Zinsbuches ist also klar: „Die Gärtner in den Feldern, die vor der Stadt wohnen, zinsen 3½ Mark 4 Skot von ihren Gärten.“

Die zitierte Stelle des Zinsbuches von 1426 steht nicht vereinzelt da. Es gibt andere Belege, auch aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die noch deutlicher sind.

Auch in Zinsverzeichnissen von 1439 werden die „Gertener in den polen“ genannt⁶⁾. Den letzten Rest eines Zweifels aber nimmt das Zinsverzeichnis von 1440, das von den „Gertener uff den polen vor der stadt“ spricht. Desgleichen wird im Jahre 1444 Zins gezahlt „von den garten uff den polen“⁷⁾. „Auf den polen“ kann nur heißen „auf den Feldern“, selbst wenn man dem Ausdruck „in den Polen“ noch Gewalt antun wollte und unter den „polen“ noch Polen im völkischen Sinne verstehen wollte. Ein solcher Irrtum lag, wegen des Gleichklangs der Worte, in der Tat nahe, zumal für Leute, die das für einen Deutschen immerhin ungewohnte Wort „pole“ nicht kannten. So kommt es vor, daß auch einige Zinsverzeichnisse mißverständlich „die polen czu Tolkemithe“ nennen⁸⁾, was noch als Ortsbezeichnung verstanden werden kann, (die Felder vor Tolkemit), während einmal die lateinische Übersetzung „Poloni“ tatsächlich den Eindruck erweckt, als ob es sich um Polen handele, während doch nur nach dem Ortsnamen „polen“ die Bewohner benannt sind, wie das im Deutschen üblich ist.

Damit dürfte die Frage der Polen erledigt sein. Sie haben sich nur durch ein sprachliches Mißverständnis nach Tolkemit eingeschlichen. Wie steht es nun mit den Juden? Kein Zinsverzeichnis erwähnt sie, ein Mißverständnis muß also auch hier vorliegen, nur ist dieser Irrtum nicht sprachlicher, sondern graphischer Art. Lieft man den Satz „die gertener in den polen“ und rückt die beiden Wörter „in den“ eng aneinander, ja schreibt sie zusammen, wie das im Mittelhochdeutschen durchaus möglich ist und graphisch nicht selten vorkommt, so erhält man das Wort „inden“, das man auch „Juden“ lesen kann, da i und j, n und u nicht zu unterscheiden sind. So entsteht dann die Verbindung „Gärtner, Juden, Polen“⁹⁾, die Lothar Weber kombiniert hat. Vielleicht, daß schon die unmittelbare Vorlage, die Weber benutzte, so mißverständlich abgefaßt war, jedenfalls aber hatte er eine falsche Nachricht verbreitet, die hiermit richtiggestellt wird. Von Juden und Polen kann in Tolkemit fortan nicht mehr die Rede sein.

⁵⁾ G. Gerullis, Die Altpreußischen Ortsnamen, S. 237.

⁶⁾ D. F. 200 b I Bl. 314, 316 v.

⁷⁾ D. F. 200 b I Bl. 179, 260.

⁸⁾ D. F. 200 b I Bl. 251 v, 256, 324, 326 v, 327 v, 330. Übrigens werden mehrfach die Namen der Gärtner genannt, keiner davon ist sicher slawisch, mehrere sicher deutsch.

Jahresbericht für das Jahr 1938

Im Berichtsjahre wurden folgende Vorträge gehalten:

10. Januar, Herr Bibliotheksdirektor Dr. Bauer-Elbing: Elbing und Preußen.
14. Februar, Herr Staatsarchivdirektor Dr. Hein: Zur 150-Jahrfeier der Ostpreußischen Landschaft.
14. März, Herr Provinzialbaurat Dr. Wünsch: Die ostpreußische Bauverwaltung im 17. und 18. Jahrhundert.
9. Mai, Herr Staatsarchivrat Dr. Forstreuter: Die Entstehung der Landes- und Kulturgrenze zwischen Preußen und Litauen.
10. Oktober, Herr Staatsarchivrat Dr. Hinrichs: Staat und Hof König Friedrichs I.
14. November, Herr Universitätsprofessor Dr. Karl H. Meyer: Die Rolle der Deutschen in der polnischen Literatur.
12. Dezember, Herr Professor Dr. La Baume: Kulturen und Völker in Ostpreußen.

Am 10. September unternahm der Verein unter großer Beteiligung seiner Mitglieder und Freunde einen Ausflug nach Cremitten und Willkühnen. In der Kirche führte uns Herr Provinzialbaurat Dr. Wünsch, in Schloß Willkühnen der Besitzer Graf Dohna.

Über die Hauptversammlung, die tagungsgemäß am 14. Februar stattfand, ist Jhg. 12, Nr. 4 dieser Mitteilungen berichtet worden.

Im Berichtsjahre erschien das Schlußheft der Scheffnerbriefe (V. Bd., 2. Teil), mit dem dieses große Unternehmen abgeschlossen wurde.

Durch Austritt oder Streichung von der Mitgliederliste verlor der Verein 7 Mitglieder, durch den Tod die Herren Prof. Dr. Schwin-fowski, Prof. Dr. Weise und Amtsgerichtsrat Dr. Wiese. Neu eingetreten sind die Herren Archivassessor Dr. Goering, Bibliothekar Dr. Heidecke, Pfarrer Lachner, Kreisshulrat a. D. Riemann, Studiendirektor a. D. Dr. Sehmisdorff, Oberfachstudien-direktor Stremmer und Hauptlehrer a. D. Werner aus Königsberg sowie Oberstudienrat Dr. Grunert aus Insterburg und Steuersekretär Winterfeldt aus Templin i. d. Uckermark.

Unsere Mitglieder werden gebeten, den Jahresbeitrag für 1939 (Einzelmitglieder 6,00 RM., körperschaftliche Mitglieder 15,00 RM.), soweit noch nicht geschehen, auf das Postcheckkonto des Vereins, Königsberg 4194, einzuzahlen.

Buchbesprechungen

Schmid, Bernhard: Die Domburg Marienwerder. (7. Heft der Reihe „Preußenführer“.) Preußenverlag Elbing 1938. 51 S., 13 Abbildungen. Kl. 8°.

Zu seinem weithin bekannten Führer durch die Marienburg hat Bernhard Schmid in der vorliegenden Schilderung der Domburg Marienwerder und ihrer Geschichte ein würdiges Seitenstück geschaffen. Die kleine Schrift weist alle Vorzüge auf, die wir an Schmid's Arbeiten seit langem gewohnt sind: eine klare sachliche Sprache, fern jeder Phrase und Verftiegenheit; eine gediegene, auf sorgfältiger eigener Beobachtung beruhende Kenntnis des Bauwerks, nicht nur seiner eindrucksvollen Außenerscheinung und inneren

Raumgestaltung, sondern auch aller Einzelheiten an plastischem, malerischem Schmud und sonstigen Ausstattungsstücken; eine vollkommene Beherrschung der gesamten Literatur, wenn auch der Zweck des Büchleins verbot, sie im einzelnen nachzuweisen; vor allem aber das stete Bemühen, durch kritisch-besonnene Vergleichen mit Tafeln und Erscheinungsformen der allgemeinen Kunst- und Kulturgeschichte, nicht nur des Ordenslandes, sondern auch des gesamten deutschen Raumes zu wissenschaftlich einwandfreien Urteilen über Zeit, Bedeutung, Zweck und Wert des Ganzen und seiner Teile zu gelangen. Durch dieses immer erneute Forschen und Beobachten, Prüfen und Vergleichen ist Schmid in der Lage, in allem, was er in Wort und Schrift bietet, auch wenn es sich um so bekannte Dinge wie die Domburg zu Marienwerder handelt, selbst dem Kenner oder Fachmann immer wieder Neues zu bieten.

Es würde hier zu weit führen, das im einzelnen an der vorliegenden Darstellung nachzuweisen; nur einige Beispiele seien erwähnt: so die erstmalige Feststellung des Namens des eigentlichen Baumeisters, des Meisters Rupertus, die zeitliche Fixierung des (nicht mehr vorhandenen) Zinnenwehrganges über der Südmauer des Schiffs, des Mosaikgemäldes über dem Eingangportal, der Wandfresken im Inneren, ferner die Feststellung der konstitutiven Bedeutung der (jetzt der alten Pfarrkirche zugeschriebenen) Vorhalle für die Grundrißgestaltung des Langhauses und die damit zusammenhängende überzeugende Analyse der Gewölbekonstruktion, die Herleitung des inneren Bauprogramms der eigentlichen Schloßanlage aus der Verfassung eines Domkapitels, die mehrfache Inbeziehungsetzung architektonischer Einzelformen an Dom und Schloß zu entsprechenden Bauteilen der Marienburg u. v. a. Über einzelnes kann man anderer Meinung sein: die Südseite des Schlosses scheint nach dem noch vorhandenen Blindenanlaß oberhalb des einzigen Fensterüberrestes dieses Flügels doch nicht ganz „glatt und ungegliedert“ gewesen zu sein (S. 14), sondern eine obere Blindenreihe getragen zu haben. Ob der sogenannte „Dorotheenschrein“ wirklich etwas mit der Verehrung der bekannten Klausnerin zu tun hat, ist mir — zumal bei dem Fehlen einer gesicherten schriftlichen Überlieferung — doch immer noch zweifelhaft. Die beiden von Sch. dafür (S. 32) angeführten Mittelgemälde der Flügel könnten m. E. auch oder eher für ein Sakramentshaus sprechen.

Aber das sind Einzelheiten, die das Urteil über das Ganze in keiner Weise einschränken sollen. Man kann nur jedem, der Marienwerder um seiner großartigen Domburg willen aussucht, aufs dringendste raten, sich diesem kundigen und anregenden „Führer“ anzuvertrauen.

Königsberg (Pr).

Bruno Schumacher.

Riedesel, Erich: Pietismus und Orthodogie in Ostpreußen. Auf Grund des Briefwechsels G. F. Rogalls und F. A. Schulz' mit den Halle'schen Pietisten. Schriften der Albertusuniversität, her. vom Königsberger Universitätsbund, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 7. Ost-europa-Verlag Königsberg (Pr) und Berlin. VII, 231 S., 8°.

Die 1928—30 von Th. Wotschke als Heft 27 u. 28 der Schriften der Synodal-Kommission für Ostpreuß. Kirchengeschichte herausgegebenen Briefe der führenden Königsberger Pietisten G. F. Rogall und F. A. Schulz an August Hermann Franke und seinen Sohn haben weder in der ostpreußischen Landesgeschichtlichen Forschung noch in weiteren Kreisen die Beachtung gefunden, die sie sowohl nach der biographischen wie nach der kultur- und geistesgeschichtlichen Seite hin verdienten. Das lag vielleicht weniger daran, daß der Herausgeber eine etwas eigenwillige Editionstechnik befolgt, als vielmehr daran, daß er durch fast völligen Verzicht auf erklärende Anmerkungen, vor allem aber auf ein Personenregister die Benutzung erschwert hat. Der Wert der Riedelschen Arbeit liegt nun darin, daß er dieses interessante Material — unter Heranziehung einiger anderer Quellen — erstmalig verwertet.

Es handelt sich um die Zeit, da der Pietismus in Ostpreußen — in seiner Richtung auf das Praktisch-Religiöse und Erzieherische nachhaltig durch Friedrich Wilhelm I. unterstützt — in Universität, Kirche und Schule zur

Herrschaft gelangt, d. h. etwa um die Jahre 1724—1740, während er in den vorangehenden Jahrzehnten (seit etwa 1700) in der Person des Heinrich Lössius noch mühsam um seine Anerkennung hat ringen müssen. Die ganze Periode hat erstmalig (1898) in der vorzüglichen Geschichte des Friedrichscollegiums von Gustav Zippel eine besonnene, um das Werden dieser bedeutungsvollen Schulgründung des Pietismus gruppierte Darstellung erfahren, der dann Walther Borrmann in seiner Dissertation „Das Eindringen des Pietismus in die ostpreußische Landeskirche“ (Königsberg 1913) eine genauere Untersuchung über den kirchengeschichtlichen Rahmen der Lössius-Periode an die Seite setzte.

Riedelsels Arbeit setzt ungefähr da ein, wo Borrmann aufhört. Doch die Erwartungen, die der Titel erweckt, werden etwas enttäuscht. Das, was diesem späteren ostpreußischen Pietismus — im Unterschied von dem Halle'schen und abgesehen von seiner praktischen Betätigung — als Geistesrichtung die besondere Farbe gibt und was sich hauptsächlich in der Person von F. A. Schulz darstellt, die Verflechtung nämlich pietistischen und rationalistischen (Wolff'schen) Gedankengutes, kommt in dem Buche nur andeutungsweise zum Ausdruck. Deshalb entbehrt auch die Schilderung des Kampfes mit der Orthodoxie — trotz mancher dahin zielender Ansätze — des tieferen Eingehens auf grundsätzliche Fragen und bleibt am Persönlichen wie am Organisatorischen (Schulpolitik usw.) haften. Gerade über letzteres aber bot die vorhandene Literatur (so Erdmann, Keil, Langel, Stolze, Bollmer, Zippel, um nur die hauptsächlichsten Neueren zu nennen) trotz vereinzelter Lücken immerhin ein ziemlich vollständiges Bild. Und was das Persönliche betrifft, so hat sich R. das Leben zu leicht gemacht, wenn er das Bild Joh. Jac. Quandt als des einzigen Vertreters der Orthodoxie lediglich nach den Berichten seiner Gegner, in steter Polemik gegen die allerdings unzulängliche Darstellung Niezki's zeichnete. Warum er sich mit Luise Gildes bereits 1933 erschienener Studie über Quandt nicht gründlicher beschäftigen konnte, bleibt unklar. Mag sie auch Quandt in manchem zu günstig sehen, im ganzen bietet sie doch auf Grund neuen Materials Anregungen genug, diesen bedeutendsten Gegner des Pietismus, einen hohem Standigen Ostpreußen und von Friedrich d. Gr. hochgeschätzten Redner, nicht nur im Lichte eines um seinen persönlichen Einfluß kämpfenden, ehrgeizigen oder gar engherzigen Kirchenmannes zu sehen. Vor allem hätte R. stärker den — auch von ihm wahrgenommenen — Hinweisen L. Gildes nachgehen sollen, daß Quandt's Gesamtgeisteshaltung — ganz abgesehen von seinen fremdsprachlichen Studien und seinen Bemühungen um die Reinigung der deutschen Sprache — schon frühzeitig Möglichkeiten der Annäherung an neuere Geistesrichtungen (z. B. Gottscheds) erkennen läßt, wenn auch nähere Beziehungen zur Aufklärung erst seinen späteren Lebensjahren anzugehören scheinen. Jedenfalls ist gerade dieses Zueinanderfließen der verschiedensten Strömungen auf orthodoxer wie auf pietistischer Seite grundlegend geworden für das spätere Geistesleben Königsbergs, wie es sich in der Periode Kants und Hamanns, aber auch noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts darstellt.

Wir danken dem Verfasser, daß er die Aufmerksamkeit erneut auf diese wichtige Periode der ostpreußischen Kirchengeschichte gelenkt und manches Neue zur Kenntnis der damaligen Vorgänge beigebracht hat. Sie in ihrer in n e r e n Gegenfälligkeit, aber auch in ihrer Verflechtung mit anderen gleichzeitigen Geistesrichtungen, sowie mit soziologischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen Ostpreußens darzustellen, wird Sache einer tieferdringenden und weitergreifenden Untersuchung sein müssen.

Königsberg (Pr.).

B r u n o S c h u m a c h e r.

Richter, Friedrich: Preußische Wirtschaftspolitik in den Ostprovinzen.
Der Industrialisierungsversuch des Oberpräsidenten v. Goplner in Danzig. Schriften der Albertus-Universität, Geisteswiss. Reihe Bd. 15. Königsberg (Pr.) Osteuropaverlag. 1938. 180 S.

Die Bemühungen Goplner's um die industrielle Entwicklung Danzigs und Westpreußens um die Jahrhundertwende sind zwar schon öfters behandelt

worden, so von D. Hinze, Mollwo, F. Mustate, W. John, doch fehlte es bisher an einem genaueren Einblick in die Wirksamkeit der beteiligten staatlichen Stellen. Dem Bedürfnis nach einer solchen Studie im Hinblick auf die heute in Angriff genommenen Arbeiten zur Durchsetzung des deutschen Ostens mit gewerblichen Betrieben verdanken wir die vorliegende wertvolle Arbeit, die auf den Akten des ehemaligen Pr. Ministeriums für Handel und Gewerbe und der Staatsarchive Berlin und Danzig beruht, sowie auf Mitteilungen von Persönlichkeiten, die noch an den damaligen Vorgängen beteiligt waren.

In der Geschichte staatlicher Wirtschaftslenkung und Gewerbeförderung in Preußen war Goxlers Aktion die dritte größeren Stils und die erste im Nordosten. Sie stand im Zusammenhang mit dem Volkstumskampf und der Landfluchtfrage in Westpreußen-Posen und sollte eine Ergänzung der Arbeiten der Ansiedlungskommission sein. Gegenüber der früheren, nur vom Erziehungsgedanken beherrschten und mit indirekten Mitteln betriebenen Gewerbeförderung im Sinne Beuths griff man jetzt wieder auf die frederizianische Politik direkter Führungs- und Stützungsmaßnahmen zurück. Schon bald nach der Übernahme des Oberpräsidiums von Westpreußen 1891 ging Goxler an seine Aufgabe. Hauptsächlich wurden von ihm gefördert die Eisen- und Stahl-, daneben die Holz- und Holzverarbeitende Industrie. An den Gründungsverhandlungen aller wesentlichen Betriebe hat er selbst teilgenommen. Ausführlich behandelt der Verf. die Standortsfaktoren, wie die Rohstofflage, den Kapital- und Arbeitsmarkt, die Verkehrs- und Absatzverhältnisse für Danzig und Westpreußen um 1900, und zeigt dann die Maßnahmen Goxlers zur Erleichterung der Kreditbeschaffung (Danziger Privat-Aktienbank, Norddeutsche Industriegesellschaft, Zentralkasse zur Förderung der Industrie in den Ostprovinzen), ferner die Bemühungen des Oberpräsidenten und des Handelsministers um die Auftragsicherung für die neuen Werke durch Eingriffe in Submissionsverfahren und Empfehlungen, die Verhandlungen Goxlers mit den oft widerstrebenden Kartellen sowie die Schaffung des Verbandes ostdeutscher Industrieller. Dazu kommen noch eine Reihe weiterer Förderungsmaßnahmen, so im Verkehrswesen, in sozialpolitischer Hinsicht und in der Heranbildung eines industriellen Führernachwuchses (Techn. Hochschule). Bei seinen Bestrebungen hatte der Oberpräsident mit manchem scharfen Gegner zu kämpfen, insbesondere mit dem Bund der Landwirte und deren Hauptorgan, der Kreuzzeitung. Der Zusammenbruch der nordischen Elektrizitäts- und Stahlwerke, die nach wiederholten Sanierungsversuchen, großen Zubußen der Interessenten und der Stadt Danzig schließlich doch in Konkurs gerieten, schien den Gegnern recht zu geben, und noch vor wenigen Jahren konnte man in Danziger Handeltreisen hören, daß die hohe Arbeitslosigkeit mit all ihren schweren Schäden den Goxlerschen Maßnahmen zugeschrieben werden müsse. Wenn der Verf. auch mit Mollwo zu dem Ergebnis kommt, daß Goxlers Industrialisierungsversuch als solcher gescheitert sei, so lehnt er doch mit Recht die daraus gezogene Folgerung ab, die eine Industrialisierung des Ostens für ausgeschlossen hält. R. verweist dabei auf den Niedergang einzelner von Friedrich d. Gr. gegründeter Industrien und auf die Stimmen, die die Förderung des Königs für zwecklos erklärten. Was damals doch erreicht wurde, war die technische Fähigkeit der Arbeitskräfte, die den späteren Aufbau einer konkurrenzfähigen Industrie in der Hauptstadt und in den mittleren Provinzen ermöglichte, wie Schmoller und Hinze betonen. „In Danzig ist die Situation ebenso. Es bleibt als nachhaltiger Erfolg der Industrieförderung Goxlers eine für technische Arbeit bis zum gewissen Grad geeignete Bevölkerung, welche kraft dieser Eignung in jedem Falle im Lebenskampf besser dastehen wird als zuvor, ein politischer Faktor, der nicht unterschätzt werden soll.“

H. Bauer.

Edna Scofield: Landschaften am Kurischen Haff (Schriften des geogr. Instituts der Univ. Kiel, Bd. IX, S. 1). Kiel 1938. 86 S.

Friedrich Mager: Die Landschaftsentwicklung der Kurischen Nehrung. Königsberg (Pr): Gräfe u. Unzer 1938. 240 S.

Es ist gewiß erfreulich, wenn eine in Deutschland studierende Ausländerin an der Landschaft um das Kurische Haff solches Gefallen findet, daß sie

sie zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Arbeit macht. Mit Recht wird das Haff mit seiner Randbesiedlung als ein geschlossener Lebensraum betrachtet, denn nicht nur die Nehrungsdörfer, sondern auch die Fischeriedlungen an der Ostseite sind auf das Haff angewiesen und wenden diesem ihr Gesicht zu, während sie früher fast ganz durch Sumpf und Wald vom Festland abgeschlossen waren. Der geographische Gehalt dieser schon 1932 abgeschlossenen Arbeit beruht auf eigenem Erleben; er steht hier nicht zur Erörterung und soll deshalb auch nicht bestritten werden. Die Schrift hat aber auch eine historische Seite, da die Verf. bemüht war, den früheren Zustand dieser Siedlungen zu erforschen, und da muß leider gesagt werden, daß die Arbeit infolge ganz unzureichender Benutzung der Quellen des Königsberger Staatsarchivs in vielen Punkten durch das Buch von Mager überholt ist.

Zunächst stören die vielen Schreib- oder Lesefehler, die vielleicht durch mangelnde Vertrautheit mit ostpreussischen Verhältnissen zu erklären, aber nicht zu entschuldigenden sind. (S. 15 Schwanzentrug statt Schanzentrug, Senftenburg statt Sedenburg, mehrfach Naronki statt Naronski. S. 37 Ruwent statt Ruwert, S. 18 Schröttersche Karte von 1769 statt 1796, S. 78 und 86 Präsentations Tabellen statt Prästationstabellen und Landratskammer statt Landratsamt). Hierher gehören auch die Kunstgärten (S. 55) statt der auf der angeführten Karte deutlich zu lesenden Kunitgärten, wodurch auch die Betrachtungen über diese Gärten hinfällig werden. Schlimmer ist, daß die Verf. ordenszeitliche Quellen überhaupt nicht benutzt hat und deshalb die erste Erwähnung vieler Dörfer, die schon in der Ordenszeit bestanden haben, in die herzogliche Zeit setzt (S. 45). Die wichtige Frage, ob und was für einen Waldbestand die Nehrung früher gehabt hat und wodurch die Versandung eingetreten ist, beantwortet sie nur aus der Literatur und kommt dabei zu dem falschen Ergebnis, daß „die Zerstörung des Waldes ohne jede Bedeutung für die Entstehung der Wanderdünen war“ (S. 23). Zurückzuweisen ist die Behauptung, daß die Fischer auf dem Nordteil der Nehrung „noch heute auf ihre kurische Nationalität stolz“ sind (S. 51). Wenn auch auf derselben Seite gesagt ist, daß die Bewohner des Memellandes sich zu Deutschland bekennen, so ist doch zum mindesten die mißverständliche Formulierung des Satzes zu beanstanden. An dem Deutschtum der Memelländer ist nie ein Zweifel gewesen und ist es heute weniger als je.

Was der Schrift von Scofield an Ausnutzung der historischen Quellen fehlt, das enthält das Buch von Mager in reichstem Maße. Mit der aus seinen früheren Schriften bekannten Anwendung der historisch-geographischen Methode ist Mager zu Ergebnissen über die Herausbildung des heutigen Landschaftsbildes der Nehrung und ihrer Siedlungen gekommen, die so gründlich fundiert sind, daß sie als endgültig anzusehen sind. Das gilt auch für die Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Nehrung und ihrer einzelnen Dörfer. Noch nie ist das tragische Schicksal der Versandung so eingehend geschildert worden wie in diesem Buche. Auf Grund sorgfältigster Ausnutzung aller Quellen legt Mager dar, daß die Nehrung noch im Mittelalter vollständig mit Wald bedeckt gewesen ist, und zwar mit starkem Hochwald, bei dem Eichen, Linden und Kiefern überwogen, und daß „der Mensch die entscheidende Rolle bei der Zerstörung des Waldgürtels gespielt“ hat durch „krasseste Raubwirtschaft“ (Abholzung nicht nur zu eigenem Bedarf, sondern auch zum Verkauf innerhalb und außerhalb des Landes, ausgedehnte Waldweide), die schon in der Ordenszeit begann und durch die Russen im Siebenjährigen Kriege in verstärktem Maße betrieben wurde.

Beiden Büchern sind teils im Text, teils als Anhang mehrere Karten-
skizzen und Bilder beigegeben, von denen die Flurkarten der Haffdörfer bei
Scofield besonders hervorgehoben seien. F r i z G a u s e.

Königsberg (Pr)

Kommissionsverlag Gräfe und Unzer, Königsberg (Pr)

Druck: Graphische Kunstanstalt Königsberg (Pr).

1939